

XXXIII.

Fleiß und Faulheit.

Siebente Platte.

XXXIII.

Fleiß und Faulheit.

Siebente Platte.

So le ist von der See schon wieder zu Hause. Was gehentk sein soll, erkauft nicht. Hier liegt er mit einer weltlichen Jastenschwalbe*) auf einer Dachstube in einem erbärmlichen Bette. Das Grausen, das sein Gesicht verstellt, rührt von dem Getöse her, das eine Kasse verursacht, die in den Schornstein herab gestürzt kommt, und einige Fragmente desselben mitbringt. In seiner Miene ist der Wiederhall eines schweren Donnerschlags des Gewissens. Er hat die Nacht vorher auf der Heerstraße geraubt, und seine Geliebte hat den geraubten Schatz auf der Bettdecke verbreitet, und betrachtet am Tageslicht ein Ohrgehörke. Auf einem Paar geraubten Taschenuhren sieht man, daß es ein Viertel auf Zwölf des Mittags ist. Das sinnreiche Paar hat,

*) Hirondelles de Carême nennt man in Frankreich eine Art wandernder Nonnen, deren Sitten nicht die besten sein sollen.

um die Thüre der Schlafkammer zu verwahren, die Bodendielen aufgebroschen, und sie gegen dieselbe angestemmt.

Unterschrift: 3. Mosis, Kap. 26. Vers 36. **Das Rau-
schen eines Blattes soll sie verjagen rc.**

† † †

R.

Der biblische Spruch, den Hogarth mit dieser Platte commentiren wollte, paßt denn doch sichtbar nur auf den Helden, nicht auf die Heldin zu seiner Seite. Das Gepolter, das die Rage mit den Kaminfragmenten macht, ist um ein Merkliches lauter, als das Rauschen eines Blatts. Und doch jagt es nur ihn, nicht sie, die das Ohrgehör betrachset, aus dem tiefen Schlaf des Gewissens auf. Man bedenke, daß der Schrecken hier durch das Ohr wirkt. Die Diene mußte, wenn sie anders nicht taub war, von dem Lärmen doch auch etwas hören. Aber sie hört nichts. Sie sieht nur in diesem Augenblicke. Sie ist ganz Auge. Auch Hr. Ireland macht aufmerksam auf den Contrast in der Miene der beiden Bettgenossen. Was aber der Künstler mit diesem Contraste eigentlich sagen wollte, davon schweigt Hr. Ireland.

Man überschau die ganze Composition von einem Ende zum andern. Sie hat nichts Komisches. Alle Satyre, die hier ausgebreitet liegt, ist Juvenalische Satyre. Sie hat auch gerade nur so viel ästhetisches Verdienst, als eine solche Satyre haben kann. Kein eigentlicher Muthwille versteckt hier den strengen Sittenrichter. Kein eigentlicher Scherz entschädigt uns für das Mißfallen am Verworfenen. Aber es bedarf auch hier dieser Entschädigung nicht. Hier wird das Laster, nicht die Thorheit gezeichnet. Eigentlicher Muthwille und Scherz wären hier Beleidigung alles sittlichen Gefühls gewesen. Das Blatt soll beschämen und erschrecken.

Aber die barocke Mischung in der Ausstattung dieses Kämmerstübes hat doch etwas Komisches, sollte man denken. Und ganz Unrecht hat man nicht, wenn man so denkt. Auf dem Boden ein Paar Pistolen, und dabei eine laufende Maus, die eins dieser Nordgewehre mit dem Schwanze abfeuern zu wollen scheint; die Mündung eben dieser Pistole gerichtet gegen ein Wein- oder Schnapsglas neben einer dazu gehörigen Boueille; weiterhin zu den Füßen des Potterbette eine Schüssel und ein Messer, und nicht weit davon, als Eckstein für den Erklärer, ein Henkeltopf von sehr problematischer Bestimmung; und, wenn man von diesem Topfe auf das Bette zurück blickt, das nicht problematische Fundament der männlichen Kleidung; das alles sind freilich Dinge zum Lachen für ein gewisses Publicum, für das Hogarth unter andern auch arbeitete, und das er nie aus dem Gesichte verliert. Aber wer von uns, Leser, gehört zu diesem Publicum?

Alles, was hier beim ersten Anblick komisch in's Auge fällt, ist nur schreckliches Resultat einer teuflischen Wirthschaft.

Ist nicht der bedonnerte Bösewicht, mit der gräßlichsten Miene des verdammenden, also doch regen Gewissens, ein baarer Engel gegen das freundliche Scheusal, in dessen ganzem Gesichte die brutale Stumpfheit allen sittlichen Regungen hohnlächelt?

Man bemerke die Präcision, mit der diese Creatur den gestohlenen Schmuck in der rechten Hand hält. Zeigt sich wohl gar einige Grazie in dieser Präcision? Gefällt ihr das Ding so ganz besonders, weil es Puz ist? Und macht ihr dieser Gedanke die Betrachtung so begeisternd, daß sie darüber das Hören vergißt? Arme, weibliche Eitelkeit! Dieser konnte dich kein Sittenmaler verwunden. Und doch fällt nur der strenge und gerechte Richter ein milderer Urtheil über das elende Ge-

schöpf, wenn er denkt, daß am Ende doch nur Eitelkeit, dieselbe Eitelkeit, die diese Sünderin taub gegen das Gepolter im Kamine macht, sie nach und nach, vielleicht ganz unvermerkt, taub gegen die Stimme des Gewissens machte. Wie viele Schwestern mag sie zählen unter den Schaaren, die des Nachts die Straßen der großen und kleinen Städte durchschwärmen und in den Hospitälern verschenden!

Man möchte das ganze Weibsstück zudecken, wenn man einmal weiß, was sie uns zu sagen hat. Und am Ende möchte der Künstler selbst weniger zu verantworten haben, wenn er sie besser zugebedekt hätte. Es thut rechtlichen Augen immer weh, dasjenige prostituiert zu sehen, was der Mann als Reiz des Weibes zu denken gewohnt ist. Und vollends unter diesen Umständen!

Ein guter Künstler giebt seinen Personen gewöhnlich noch eine vorübergehende Geschichte, die er sich als das Vorspiel der gegenwärtigen denkt und implicite mitzeichnet. Dieser ästhetische Rückblick in die Vergangenheit zeigt sich offenbar in der ganzen Stellung, die Hogarth der Bettgenossin seines Seehelden in dem Momente der entzückenden Betrachtung gegeben hat. Man ziehe einmal eine Linie von der rechten Hand, die so präcis das Ohrgehänge hält, bis zu der äußersten Fingerspitze der linken! Man vergleiche die zierliche Biegung beider Hände mit der begleitenden Emphase in dem correspondirenden Ausdruck beider Arme! Wenn das keine theatrale Geberdensprache ist, was wird dann, unter gleichen Umständen, dafür gelten können? Dahin deutet auch ohne Zweifel das schildförmige Ding am Nagel an der Wand über dem Kopfe der Betrachtenden. Hr. Ireland wenigstens erklärt es für einen Reiströck. Er macht dabei die Bemerkung, „daß dieser Reiströck ein gutes

Specimen von der damaligen Mode sei, wo diese lästige und ungraziöse Combination von Fischbeinstreifen von Weibern sowohl vom untersten als vom obersten Stande getragen wurde.“ Ob diese Bemerkung der historischen Wahrheit gemäß ist, ist aber noch sehr die Frage; der unterste Stand müßte denn der Stand der Kammermädchen und der eleganten Handwerker sein. Denn Tagelöhnerinnen, Bäuerinnen u. dergl. haben schwerlich jemals Selbstverläugnung genug gehabt, um Reifröcke zu tragen. Vermuthlich wird nächstens ein Gelehrter, in Beiträgen zur Geschichte der Schneiderkunst, die *facta*, auf die hier Alles ankommt, mit demselben rühmlichen Fleiße, wie so manches ähnliche *factum*, über welches Quartanten geschrieben sind, zu berichtigen suchen. Bis dahin bleibt uns die Hypothese erlaubt, nach welcher dieser Reifrock als ein Denkmal, vielleicht das letzte unter den Denkmalen der vorigen Lage der Heldin, erscheint; und durch ihre Erinnerung an jene schönern Tage, wo sie vielleicht noch eigne Ohrringe trug, würde dann ihre Begeisterung noch mehr entschuldigt. Die *Moral*, die dann in der Beziehung des Theaters auf solch einem Lotterbette läge, wäre Hogarth's wohl nicht ganz unwürdig.

Der erschrockene Bösewicht, der sich selbst commentirt, bleibt aber doch auf diesem Blatte die Hauptfigur. Er hat diese Situation unmittelbar veranlaßt. Jeder mitgezeichnete Umstand ist hier als Theil seiner Geschichte mitgezeichnet. Auf ihn fällt auch zuerst unsere Aufmerksamkeit; denn der Schrecken theilt sich kräftiger mit, als die Freude.

Als Embleme einer zerbrochenen Reputation (*a crack'd reputation*), wie der Engländer sagt, kann man auch die Risse und Löcher in dem Hausgeräth ansehen, vor dessen unmethodischer Vertheilung überdem schon eine gute Hausfrau schauern

muß. Das Weinglas auf dem Boden hat ein Loch. Die Bou-
teille darneben hat ein Loch. Der problematische Henkeltopf hat
ein Loch. Nicht besser steht es mit dem andern Gefäße auf dem
Gesimse des Kamins. Und daß sogar die Tasse dort oben neben
den Gläsern, die denn doch ohne Zweifel Arzneigläser sind,
ein Loch hat, ist Hieb und Stich mit Einem Zuge. Denn wer
kann zweifeln, von welcher Art diese Arznei ist?

Das Weinglas auf dem Boden hat ein Loch. Die Bou-
teille darneben hat ein Loch. Der problematische Henkeltopf hat
ein Loch. Nicht besser steht es mit dem andern Gefäße auf dem
Gesimse des Kamins. Und daß sogar die Tasse dort oben neben
den Gläsern, die denn doch ohne Zweifel Arzneigläser sind,
ein Loch hat, ist Hieb und Stich mit Einem Zuge. Denn wer
kann zweifeln, von welcher Art diese Arznei ist?